

# DETAILS

WORAUF ES BEIM MANN ANKOMMT



MIDAS COLLECTION



Gegenüber: »Der Größte«,  
Muhammed Ali - in  
Original-Boxershorts.

# DETAILS

WORAUF ES BEIM MANN ANKOMMT

JOSH SIMS



© 2015

Midas Collection

Ein Imprint der Midas Management Verlag AG

1. Auflage 2015

ISBN 978-3-907100-55-4

Lektorat: Marietheres Wagner

Fachliche Beratung: Jeroen van Rooijen

Übersetzung: Claudia Koch und Kathrin Lichtenberg

Projektleitung, Art Direction: Gregory C. Zäch

[www.midas.ch](http://www.midas.ch)

Midas Management Verlag AG

Dunantstrasse 3, CH-8044 Zürich

E-Mail: [kontakt@midas.ch](mailto:kontakt@midas.ch)

Englische Originalausgabe:

Laurence King Publishing Ltd, London

Text © 2015 Josh Sims

Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Erstellung und Verbreitung von Kopien auf Papier, Datenträgern oder im Internet. Die Erstellung einer PDF- oder eBook-Version des vorliegenden Werks ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags gestattet und wird bei Zuwiderhandlung strafrechtlich verfolgt.

In diesem Buch werden eingetragene Warenzeichen, Handelsnamen und Gebrauchsnamen verwendet. Auch wenn diese nicht als solche ausgezeichnet sind, gelten die entsprechenden Schutzbestimmungen.

# DETAILS

## INTRO

SEITEN 008 — 009

### 1. STIEFEL

Der Motorradstiefel / Der Cowboy-Stiefel / Der Gummistiefel / Der Arbeitsstiefel

SEITEN 010 — 023

### 2. SCHUHE

Der Loafer / Der Sneaker / Der Pantoffel / Die Espadrille / Der Oxford & Derby

SEITEN 024 — 041

### 3. KOPFBEDECKUNGEN

Der Pork Pie Hat / Die Melone / Der Panamahut & Boater / Trilby & Fedora

SEITEN 042 — 053

### 4. FREIZEITMÜTZEN

Bandana / Barett / Baseballkappe / Anglerhut / Schiebermütze / Cowboyhut

SEITEN 054 — 075

### 5. UNTERWÄSCHE

Boxershorts / Slips / Socken / Das Unterhemd / Der Pyjama / Badebekleidung

SEITEN 076 — 099

### 6. UHREN & SCHMUCK

Manschettenknöpfe / Die Taucheruhr / Die Pilotenuhr / Der Siegelring

SEITEN 100 — 111

### 7. TASCHEN

Aktentasche / Rucksack / Umhängetasche

SEITEN 112 — 119

### 8. PFLEGE

Pomade / Der Bart / Tattoos

SEITEN 120 — 129

### 9. ACCESSORIES

Hosenträger / Die Krawatte / Das Einstecktuch / Handschuhe / Der Gürtel / Die Brieftasche

SEITEN 130 — 147

### 10. WERKZEUGE

Der Füllfederhalter / Das Taschenmesser / Die Sonnenbrille / Der Regenschirm / Die Brille

SEITEN 148 — 167

## INDEX

SEITEN 168 — 174

## BILDNACHWEIS

SEITEN 175 — 176

# INTRO.

Schuhe haben einen derartigen metaphorischen Nachhall, dass die Sprache gespickt ist mit schuhbezogenen Referenzen: in jemandes Schuhen stecken, Schuster bleib bei deinem Leisten, sich den Schuh anziehen... Vielleicht ist Schuhwerk deshalb von so überragender Bedeutung, weil es uns im wahrsten Sinne des Wortes erdet, uns auf dem Boden hält. Schuhe sind nicht nur metaphorisch, sondern ein Ausdruck von Persönlichkeit. Eine alte Weisheit besagt, dass man einen Mann nach seinen Schuhen beurteilen kann. Ausgelatschte Turnschuhe? Vielleicht nicht gerade die Stütze der Gesellschaft, die Mütter sich für ihre Töchter wünschen. Glänzende Brogues? Möglicherweise ein bisschen langweilig.

Ich will damit sagen: Es sind die kleinen Dinge im Stil der Kleidung, die den Ausschlag geben. Die Details – oder »Accessoires«, wie die Modebranche sie zu nennen pflegt – vermitteln einen Eindruck von Individualität. Ein Anzug ist einfach nur ein Anzug, egal wie schön er geschnitten ist. Erst die passende Krawatte oder das Einstecktuch gibt ihm Charakter. Ein Hemd ist normalerweise nichts Besonderes, wirkt aber ganz anders, wenn man es mit passenden Manschettenknöpfen aufwertet. Der bahnbrechende Londoner Schneider Edward Sexton – Mitbegründer der revolutionären *Nutters of Savile Row* im Jahr 1969 – nennt es »umwerben«. Die Kleidung ist die Leinwand, doch das Bild entsteht aus eine Komposition von Details.

Oft sind es wirklich nur Kleinigkeiten und ein Gürtel mag in Wirklichkeit nur ein Streifen aus Leder sein. Doch wird diesen kleinen Dingen eine Bedeutung zugemessen, die nichts mit ihrer Größe zu tun hat. Die Frage ist, ob die Wahl persönlich ist. Ungeachtet der unendlichen Vielfalt des Marktes kann Kleidung uniformhaft wirken. Das gilt vor allem in der Arbeitswelt mit ihren bewusst oder unbewusst ausgesprochenen Kleidungs Vorschriften. Erst ergänzende Accessoires erlauben dem Individuum, sich auszudrücken.

Das Selbst drückt sich dadurch aus, wie jemand diese Kleinigkeiten trägt. Frank Sinatra behauptete, dass die Haltung, die das Tragen eines Fedora verkörpert, durch den Winkel unterstrichen wird, indem man ihn aufsetzt. Fred Astaire band sich manchmal eine Krawatte wie einen Gürtel um, während der Herzog von Windsor seinen eigenen Krawattenknoten erfand. Sonnenbrillen verleihen in der einen Situation – wenn es sonnig ist – einen Hauch von Mystik, können einen unter anderen Umständen jedoch – z. B. in Innenräumen – wie einen Idioten aussehen lassen. Ein Einstecktuch ist eigentlich

Frank Sinatra trägt seinen Hut im richtigen Winkel, hier am Set von *Rivalen*, 1958.





nichts weiter als ein kleines quadratisches Stoffstück. Doch wenn es in der Tasche drapiert wird, kann es ein Individuum vom Fußvolk trennen.

Es ist allerdings auch ganz einfach, bei den Details alles falsch zu machen. Zu einem übertriebenen Einsatz von Accessoires führen zuweilen instinktive Versuche, »keine Zahl, sondern eine Person zu sein«, wie Patrick McGoohan es in der Fernsehserie *Nummer 6 (The Prisoner)*, formulierte, führt manchmal zu einem übertriebenen Einsatz von Accessoires: Die Krawatte ist nicht markant, sondern laut, die Socken sind nicht originell, sondern seltsam usw. Oder zu viele Accessoires werden übereinandergehäuft. Coco Chanel empfahl: »Schauen Sie in den Spiegel, bevor Sie aus dem Haus gehen, und legen Sie ein Accessoire ab.«

Sie war natürlich eine Frau und für sie gab es grundsätzlich viel mehr Möglichkeiten, ihre Kleidung zu ergänzen, als für einen Mann. Das gilt umso mehr, als ein Accessoire für eine Frau nicht unbedingt eine Funktion haben muss; es reicht, wenn es gut aussieht. In der Welt der Männerkleidung dient ein Manschettenknopf hauptsächlich dazu, die Manschetten zu befestigen. Hosenträger sollen die Hosen halten. Eine Tasche soll Dinge aufnehmen. Die Ausdrucksfähigkeiten werden gegenüber der Funktion als zweitrangig betrachtet. Dabei sollte es genau umgekehrt sein: Der Stil der Männerkleidung ist im Großen und Ganzen unverändert und unterliegt im Vergleich zur Frauenkleidung engen Grenzen – sowohl im Umfang als auch in der Fantasie. Wenn es ein Geschlecht gibt, das Accessoires braucht, um sich von der Masse abzuheben, dann ist es der männliche Teil der Spezies Mensch.



# 1. STIEFEL

DER MOTORRADSTIEFEL / DER COWBOY-  
STIEFEL / DER GUMMISTIEFEL / DER  
ARBEITSSTIEFEL



# DER MOTORRAD- STIEFEL



Oben: Kniehohe Motorradstiefel des US-amerikanischen Herstellers Chippewa.

Gegenüber und unten: Marlon Brando während der Dreharbeiten zu *Der Wilde* (1953) und auf dem Werbeposter für diesen Film.

Die Chippewa Shoe Manufacturing Company wurde 1901 im US-amerikanischen Chippewa Falls, Wisconsin, gegründet. Es war eine raue Gegend. Die Holzindustrie war der wichtigste Arbeitgeber und es schien einen ausreichenden Bedarf an robusten Stiefeln zu geben. Chippewa würde gemeinsam mit den Stiefelpionieren der Firma Red Wing dauerhaft die Ästhetik des amerikanischen Arbeitsstiefels prägen. Allerdings dauerte es noch fast vier Jahrzehnte, bis das Unternehmen im Jahre 1937 seinen größten Beitrag zur Geschichte der Fußbekleidung leistete.

Chippewa war sich der Tatsache bewusst, dass Landwirtschaft und Handwerk in den Vereinigten Staaten zunehmend industrialisiert wurden. Man erkannte also die Notwendigkeit für einen robusten Schuh, der im Feld eingesetzt werden konnte, aber trotzdem elegant genug war, um auch von Managern oder genauer gesagt von Technikern und Landvermessern getragen zu werden, die die Orte des Geschehens besuchen mussten. Das halbformelle Schlupfdesign war nicht weniger stabil als der ursprüngliche Stiefel, hatte aber viel klarere Linien: einen 43 Zentimeter hohen, enganliegenden Schaft, der dem englischen Reitstiefel nachempfunden war. Keine Schnürsenkel. Stattdessen gab es Chrom- oder Messingschnallen oben am Stiefel und über dem Knöchel. Auch das Material und die Ausführung wurden verbessert: Jetzt kamen Chromexcel-Leder von Horween und eine Rahmenkonstruktion von Goodyear zum Einsatz. Chippewa nannte dies den Original Engineer Boot.

Doch nicht nur Männer mit Clipboards und Schutzhelmen griffen den neuen Stiefelstil auf. Andere Unternehmen, wie die in Portland, Oregon, beheimatete West Coast Shoe Company im Jahre 1939, stellten schon bald ihre eigenen Versionen her. 1941 produzierte Red Wing seinen ersten Engineer Boot, dessen Name passenderweise darauf hindeutete, dass man den Stil für die Männer vorsah, die die Kohlen in die Öfen von Dampflokomotiven schaufelten und einen Schuh brauchten, der einerseits vor herausfallender Glut schützte und andererseits dem Fuß genügend Bewegungsfreiheit ließ. (»engineer« bezeichnet im amerikanischen Englisch einen Lokführer.)

**NOW FOR THE FIRST TIME YOU CAN SEE**

COLUMBIA PICTURES  
Presents  
A STANLEY KRAMER  
PRODUCTION

**MARLON BRANDO** as

**THE WILD ONE**

with MARY MURPHY · ROBERT KEITH  
and **LEE MARVIN**

Screenplay by JOHN PAXTON  
Directed by LASLO BENEDEK



Bald erkannten auch Motorradfahrer das Potenzial des Engineer Boot. Das dicke schwarze Leder vertrug Spritzer von Öl und Straßendreck; der hohe Schaft schützte vor herumfliegenden Steinen oder der Hitze der Auspuffrohre; fehlende Schnürsenkel konnten sich nicht in den beweglichen Teilen des Fahrzeugs verfangen. 1940 bediente Chippewa diesen unerwarteten Markt mit einer neuen Version des Engineer, die sich direkt an Motorradfahrer richtete: Er war mit 28 Zentimetern kürzer, was die Bewegung des Fußes beim Schalten erleichterte. Außerdem hatte er einen höheren Absatz. Der Absatz stammte ursprünglich vom Holzfällerstiefel und bot einen besseren Halt auf den Fußrasten des Motorrads.

Das Modell war in den folgenden zehn Jahren so erfolgreich, dass es schnell zur Lieblingsstiefel der Motorradfahrer wurde. Gleichzeitig mauserte sich der Stiefel zu einem Symbol für die Rebellion gegen die konservativen Sitten dieser Zeit. Zu verdanken war dies in großem Maße dem Rebellen-Image der Biker – unterstützt durch die Medien und die Unterhaltungsbranche. Marlon Brando trug Motorradstiefel in *Der Wilde* (1953), Peter Fonda hatte 16 Jahre später eine Wildleder-Version des Stiefels in *Easy Rider*. Biker trugen bereits schwarze Lederjacken – oft im klassischen Perfecto-Stil, der ursprünglich vom amerikanischen Hersteller Schott für einen Harley-Davidson-Händler entworfen worden war. Die schwarzen Stiefel unterstrichen das Bedrohliche ihres Auftretens.

Das sprach natürlich auch die amerikanischen Jugendlichen der 1950er an, ob mit oder ohne Motorrad – aber mit einer Stimmungslage wie in dem Film ...*denn sie wissen nicht, was sie tun* (1955). Billy Joel beschwört das Leben der damaligen Teenager in seinem Song »Scenes from an Italian Restaurant« herauf, wo es heißt: »those days hanging out at the village green, engineer boots, leather jackets, and tight blue jeans« (herumhängen am begrünten Dorfplatz, Motorradstiefel, Lederjacken und enge Jeans).

**Gegenüber:** Der britische Komiker Peter Cook komplett in Biker-Ausrüstung (1972).

**Unten:** Dennis Hopper, Peter Fonda und Jack Nicholson in einem Werbefoto für *Easy Rider* (1969).





# DER COWBOY- STIEFEL

Cowboy-Kleidung, die uns seit mehr als 50 Jahren aus Western und der Country-Musik vertraut ist – denken wir nur an Clint Eastwood oder Hank Williams –, gehört zum Mythos der amerikanischen Geschichte. Nicht jedem steht ein Stetson, doch Cowboy-Stiefel finden sich, ob glänzend und handgearbeitet oder abgetreten und staubig, sowohl bei Showstars als auch bei Einzelgängern. Auch wenn der Cowboy inzwischen eine Gestalt der Vergangenheit ist, bleibt der Wunsch, durch das Tragen entsprechender Kleidung ein klein wenig von der Romantik wieder einzufangen, die er repräsentiert: den rauen, männlichen Pioniergeist des aufrechten, unabhängigen Westmannes. So unterschiedliche Leute wie Bruce Springsteen, Ralph Lauren, Steve McQueen, Robert Redford und Paul Newman haben sich die Cowboy-Stiefel zu eigen gemacht. Newman trug das Paar aus seinem Film *Der Wilde unter Tausend* (1963) auch nach Ende der Dreharbeiten weiter.

In den 1930er Jahren sorgte Hollywood durch Schauspieler wie Gene Autrey und Roy Rogers entscheidend dafür, die Mythologie des Cowboys in cineastisches Gold zu verwandeln – Cowboy-Stiefel wurden nun auch aus modischen Gründen getragen. Außerhalb des amerikanischen Mittelwestens wird der Cowboy-Stiefel heutzutage oft als eine hauptsächlich dekorative folkloristische Form eines verflochtenen Kleidungsstils wahrgenommen, weil seine Rokoko-Form, seine Lederverzierungen und natürlich sein überdeutlicher Anklang an das 19. Jahrhundert im Widerspruch zum urbanen Leben des 21. Jahrhunderts stehen. Doch sein sowohl für die Männer als auch die Frauen des »Wilden Westens« entworfenes Design ist überaus funktional und entstand mit Blick auf ein Leben auf dem Pferderücken.

Der Absatz ist mit 5–8 Zentimetern ziemlich hoch und abgeschrägt, um einerseits den Fuß im Steigbügel zu halten und andererseits zu verhindern, dass er durch den Bügel rutscht. Er kann außerdem in den Boden gestemmt werden, wenn der Cowboy (oder das Cowgirl) ein eigensinniges Pferd bändigen muss. Die Zehenpartie läuft spitz zu, so dass der Stiefel beim Aufsitzen auf ein Pferd leichter in den Steigbügel gleitet. Die weite Öffnung und das Fehlen von Schnürsenkeln erleichtern nicht nur das Anziehen, sondern erlaubten es auch, den Stiefel einfacher vom Fuß zu ziehen, falls der Reiter vom Pferd stürzt und mit dem Fuß in den Steigbügel hängenbleibt. Das eng anliegende Oberleder hält den Stiefel in aufrechter Haltung sicher am Fuß. Der hohe



**Gegenüber:** Marilyn Monroe und Clark Gable während der Dreharbeiten zu *Misfits – Nicht gesellschaftsfähig*, 1960.  
**Oben:** Dieser eher unauffällige Stiefel im Roper-Stil stammt vom US-amerikanischen Hersteller Justin Boots.  
**Rechts:** Der legendäre Leinwandcowboy Roy Rogers stellt seine verzierten Stiefel und seinen Sattel zur Schau.



Schaft bot dem Reiter Schutz vor Steinen, Gestrüpp und dergleichen. (Eine kürzere Version des Cowboy-Stiefels, der sogenannte »Roper« entstand für Rodeos, weil Rodeo-Reiter nicht nur zum Reiten Beinfreiheit brauchten: Sie brauchten sie auch, um einem Kalb hinterherzulaufen und es zu fesseln.) Das dicke Leder schützt Fuß und Bein zusätzlich.

Die Dekoration ist die fantasievolle Antwort auf die Notwendigkeit, Cowboy-Stiefel außen zu vernähen, damit Fuß und Bein nicht von innen liegenden Nähten wundgescheuert werden. Aufwändigere Verzierungen mit mehreren Schichten farbigen und gemusterten Leders gibt es erst seit den 1920ern, als man begann, die Stiefel nicht mehr nur zur Arbeit zu tragen. Das Rodeo präsentierte Fertigkeiten von der Ranch als Unterhaltung, während Hollywood seinen Leinwandcowboys Glanz verleihen wollte.

Hollywood hatte bleibende Auswirkungen auf die Anziehungskraft des Cowboy-Stiefels und machte ihn zum Symbol der amerikanischen Geschichte und des heroischen Individualismus – so wie die Jeans. Ab den 1960er Jahren galt der Cowboy-Stiefel als Modeartikel, der mal mehr, mal weniger beliebt war. Manchmal löste ein Film wie *Ein ausgekochtes Schlitzohr* (1977) – eine moderne Neuinterpretation des Western – mit einem stiefeltragenden Burt Reynolds ein Revival aus.

Erstaunlicherweise sind zwar viele Überlegungen in das Design des Cowboy-Stiefels eingeflossen, doch wer genau ihn erfunden hat, ist nicht bekannt. Er ist eine Weiterentwicklung des Wellington-Boot, der bis etwa 1865 (das Ende des amerikanischen Bürgerkrieges) getragen wurde. Man vermutet, dass der Stil aus Texas oder Kansas stammt. Ein Wegbereiter war mit hoher Wahrscheinlichkeit die Hyer Boot Company in Kansas, gegründet von Charles und Edward Hyer, die 1880 das Schuhmachergeschäft von ihrem deutschstämmigen Vater William übernahmen. Allerdings trugen antike pferdeaffine Kulturen bereits vergleichbare Fußbekleidung. Die Hunnen, die im fünften Jahrhundert aus Zentralasien kamen, haben möglicherweise einen ähnlichen Stil an die Mauren weitergegeben, die ihn in Spanien einführten; die Spanier wiederum brachten ihn in die Neue Welt, speziell nach Mexiko und Kalifornien, wo sie im Prinzip die ersten Cowboys wurden – die *Vaqueros*.



**Rechts:** Ein Cowboy-Stiefel aus Straußenleder – eher dekorativ als funktional – von Tony Lama.

**Gegenüber:** Ein texanischer Cowboy entspannt sich auf seiner Ranch.

MEMBER  
**TEXAS & SOUTHWESTERN  
CATTLE RAISERS**  
ASS'N. INC.  
**POSTED**

**Ψ** PITCHFORK **Ψ**  
LAND & CATTLE CO.



# DER GUMMI- STIEFEL

Arthur Wellesley, 1. Duke of Wellington – der Mann, der 1815 Napoleon bei Waterloo besiegte – hätte es vermutlich vorgezogen, seinen Ruhm in der Nachwelt nicht auf einem Gummistiefel begründet zu wissen (in Großbritannien werden Gummistiefel Wellington Boots oder liebevoll Wellies genannt). Die Verbindung zwischen Wellesley und dem praktischen, bei Bauern, Industriearbeitern, Wanderern, Fischern, Landleuten und Festivalbesuchern so beliebten Schlupfstiefel ist ehrlich gesagt nur sehr schwach: 1817 verlangte er von seinem Schuhmacher, Hoby of St James's Street in London, den damaligen Militärstiefel nach seinen Vorstellungen zu verändern. Er wurde bis dahin als Hessian Boot bezeichnet, also hessischer Stiefel. »Mich schmerzen die Stiefel, die ich im Moment trage«, schrieb der Duke of Wellington an seinen Schuhmacher und bestellte einen weicheren glänzenderen bequemeren aus Kalbsleder, der enger am Bein geschnitten werden konnte und besser für die neomodischen Hosen geeignet war. Eine Version davon reichte bis über die Knie, um in der Schlacht einen gewissen Schutz für diesen verwundbaren Teil des Beines eines Reiters zu bieten. Der Stil gefiel den Gentlemen in der Stadt, den Dandys der Regency-Ära und den Offizieren. Dank des Status des Herzogs als Nationalheld blieb dieser Stiefel bis in die 1840er Jahre in Mode. Zum Gummistiefel aber war es trotzdem noch ein langer Weg.



**Oben:** Diese kniehohen Reitstiefel aus Leder mit Sporen und rotem Futter gehörten dem Duke of Wellington – der namensgebend für den Gummistiefel war.

**Unten:** Der russisch-amerikanische Gummiersteller verspricht in seiner Anzeige von 1900, dass er »Die besten Galoschen der Welt« herstellt.

Der Amerikaner Hiram Hutchinson erkannte das Potenzial für eine Fußbekleidung in einem von Charles Goodyear entwickelten Vulkanisierungsprozess, der Gummi eine dauerhafte Elastizität verlieh. Er wollte das Material benutzen, um Stiefel herzustellen, die komplett aus Gummi bestehen, und diese dann an Landarbeiter in Frankreich verkaufen. 1853 kaufte er Goodyear das Patent ab und startete in Montargis in Frankreich die Flexible Rubber Company. Im folgenden Jahr präsentierte er seinen »À l'Aigle«-Stil (»Hommage an den Adler«), mit dem er sich möglicherweise vor dem französischen kaiserlichen Adler verneigen wollte, obwohl er vermutlich eher den amerikanischen Adler im Sinn hatte. Der neuartige Stiefel war griffig, bequem und vor allem wasserfest – also ganz anders als die Holzschuhe, die die Arbeiter auf den französischen Feldern bisher trugen. Der Bedarf war im Jahr 1857 so riesig, dass das Unternehmen (das später in Aigle umbenannt wurde) 14.000 Paar Stiefel pro Tag herstellte.

Allerdings war Hutchinson nicht der einzige Unternehmer, der Geld mit Gummischuhen verdienen wollte. Ein anderer Amerikaner, Henry Lee Norris, glaubte, Schottland mit seinem notorisch nassen Wetter sei ein guter Standort für einen Gummistiefel-Hersteller. Seine North British Rubber Company nahm 1856 den Betrieb auf. Dieses Unternehmen kam als erstes auf die Idee, Gummistiefel in einer anderen Farbe als Schwarz herzustellen, und produzierte einen grünen Stiefel, der besonders Landbesitzer und Wildhüter ansprechen sollte. Trotz der Einfachheit ihrer Produkte – so wurden z. B. für rechte und linke Stiefel dieselben Leisten benutzt – entwickelten sich beide Unternehmen gut. Ihr Erfolg wurde mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs besiegelt, dessen blutige und schier endlose Schützengrabenkämpfe die Lieferung von mehr als einer Million Gummistiefel erforderlich machte.

Nach dem Krieg begann auch in Russland die Produktion. Stalin befahl den Bau von 17 Fabriken in der ganzen Sowjetunion. Der Enthusiasmus des Staates für den werktätigen Arbeiter führte dazu, dass der einfache Gummischuh in den frühen 1960er Jahren als »sozialistischer Stil« gepriesen wurde, während Lederstiefel, die man jahrhundertlang in Russland getragen hatte, plötzlich als »kapitalistisch« verrufen waren und Schuhwerk aus Leder ganz und gar aus den Geschäften in der UdSSR verschwand. Im Gegensatz dazu wurde der Gummistiefel in Großbritannien trotz seiner offensichtlichen Funktionalität mit der Oberklasse in Verbindung gebracht, zu der ja auch Wellington gehört hatte. Zur »Green Welly Brigade« gehören diejenige, die wohlhabend und müßig genug sind, um an ländlichen Vergnügungen wie Schießen, Reiten und Fuchsjagden teilzunehmen, wo sie ihre Gummistiefel mit Wachsjacken kombinieren.





Oben: Wasser- und matschsicher ist der Gummistiefel perfekt für das Landleben geeignet - hier zu sehen bei einem Arbeiter auf einer Zitronenplantage in Sizilien, 1969.

# DER ARBEITS- STIEFEL

Der Stiefel ist in vielerlei Hinsicht der Urahn der Männerfußbekleidung. Tatsächlich begannen Männer erst in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, Schuhe anstelle von Stiefeln zu tragen. Der Schutz, den Stiefel gewährten bedeutete, dass Fußbekleidung unpraktisch war, wenn sie nicht wenigstens die Knöchel bedeckte. Und schließlich ritten Männer, die es sich leisten konnten, auf einem Pferd, während die anderen lange Strecken zu Fuß zurücklegen mussten. Selbst heute weisen viele Arten von Stiefeln immer noch auf die Ursprünge als Reitstiefel hin – darunter der Jodhpur-Stiefel und der Chukka-Stiefel, dessen Herkunft zum Polo-Sport führt. Stiefel entwickelten sich etwa 1000 v.u.Z. unter den nomadischen Pferdegesellschaften Asiens, wo Schuhe und Leggings zu einem Teil kombiniert wurden. Die Mongolen brachten den Stiefel später nach China, Indien und Russland.

Ende des 18. Jahrhunderts begannen Männer in Europa, auch dann kniehohe Reitstiefel zu tragen, wenn sie nicht auf einem Pferd saßen. Der gefeierte englische Dandy Richard Nash hatte die Angewohnheit, Männer auf der Straße anzusprechen: »Sir, Sie haben Ihr Pferd vergessen!« Für den Dandy George »Beau« Brummel wiederum war der Glanz seiner Lederstiefel so wichtig, dass er sie angeblich mit Champagner polieren ließ. Die Dominanz der Stiefel unter der Männerfußbekleidung zeigt sich übrigens auch in der Vielzahl der Redewendungen in der englischen Sprache, in denen auf den Stiefel (»Boot«) verwiesen wird.

Ab den 1920er Jahren jedoch, als der Schuh mit Eleganz gleichgesetzt wurde, galten nur noch wenige Formen knöchelhoher Stiefel als angemessen für die Alltagskleidung. Eine Ausnahme bildete der Chelsea-Stiefel mit elastischen Seiteneinsätzen aus den 1960ern. Die von Anello & Davide entworfene Variante namens Beatle-Boot sorgte für eine kleine Wiederauferstehung des Stils. Bei den meisten Stiefeln des 20. Jahrhunderts stand jedoch die Funktionalität im Vordergrund. Stiefel waren für Bauern, Bergleute und Fabrikarbeiter gedacht, die sie zur Arbeit anzogen, oder für Soldaten, die in ihnen marschierten (der Militärstil hat seit dem 17. Jahrhundert die zivile Männerbekleidung stark beeinflusst). In Europa war der genagelte Stiefel die übliche Fußbekleidung des Arbeiters – wobei die Nägel in den Sohlen die Lebensdauer verbessern sollten. In den Vereinigten Staaten von Amerika führten Unternehmen wie Chippewa und Red Wing Arbeitsstiefel mit weicheren Sohlen ein. Red Wing wurde 1905 in Minnesota gegründet und fand unter den Arbeitern in den Wäldern und Eisenminen dieser Region einen breiten Absatzmarkt für seine Brown Chief- und Irish Setter-Stile.

Wenn der Schuh weiterentwickelt wurde, um den Ansprüchen der Mode zu genügen, dann waren es bestimmte Umweltbedingungen, die dazu führten, dass unterschiedliche Stiefelarten entworfen wurden. So wurde etwa der Munson-Stiefel von Major Edward Munson aus der medizinischen Abteilung der US-Armee entwickelt, der seit 1912 an einem für Soldaten im Feld tauglichen Stiefel arbeitete. Nachdem er im Verlauf von vier Jahren die Füße von mehr als 2.000 Soldaten vermessen hatte, schuf er eine charakteristische, löffelartige Zehenform, die verhinderte, dass der Stiefel auf die Zehen drückte. Diese Form wurde von vielen Armeen übernommen und findet sich auch bei Arbeitsstiefeln wieder.

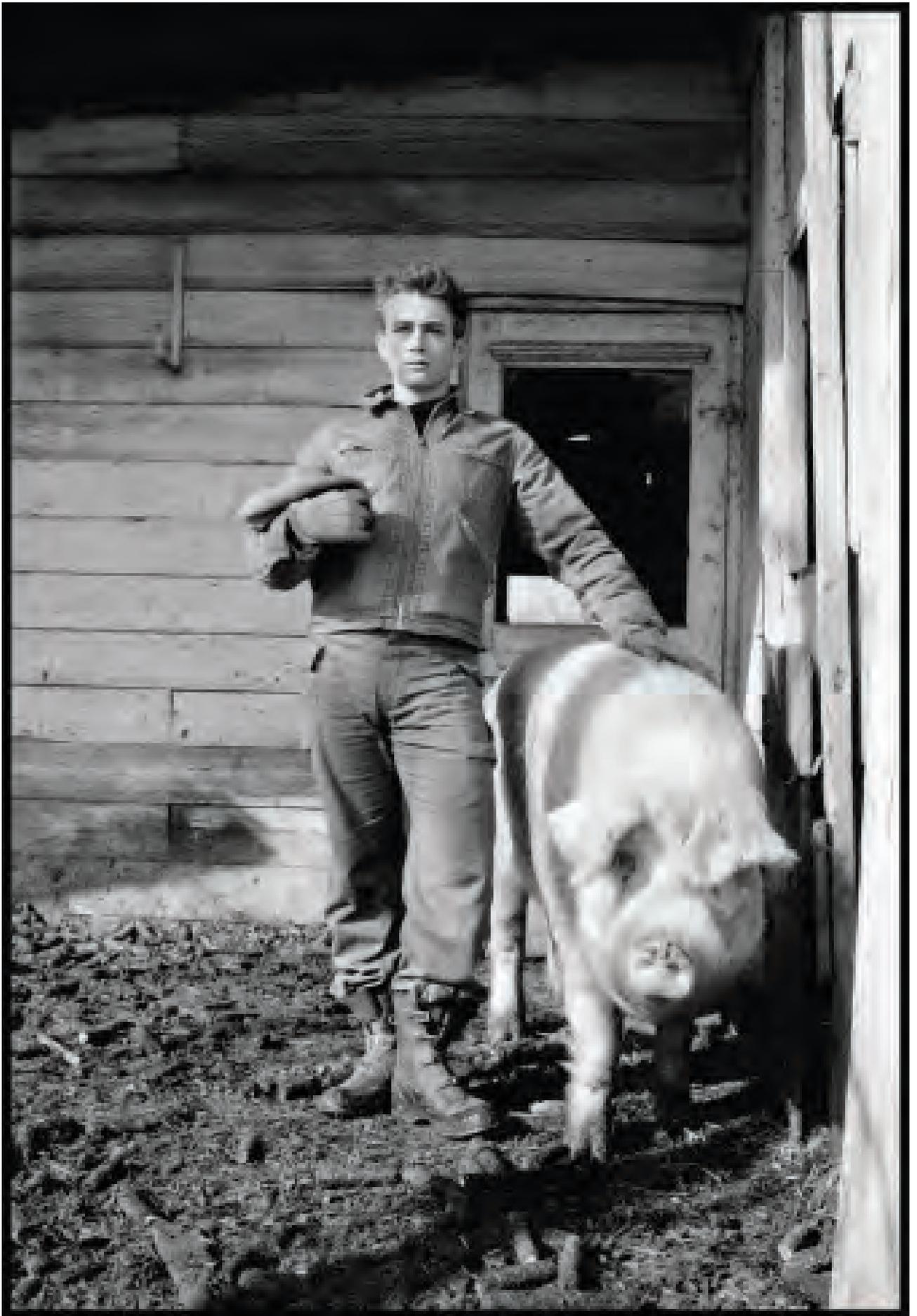
Krieg inspirierte auch die Entstehung des Desert Boot aus Wildleder und mit Kreppe-Sohle. Vorläufer dieses Schuhs wurden schon seit Jahrhunderten von den Händlern auf Kairos Altem Basar getragen. Und dann sah Nathan Clark aus der britischen Schuhmacherfamilie C. & J. Clark Offiziere, die diesen Stiefel für den Einsatz in heißen Gegenden adaptiert hatten: Er nahm die Idee mit nach Hause und ließ 1949 vom Zuschneider Bill Tuxhill eine modernere Version herstellen. Viele Leute im Unternehmen waren davon überzeugt, dass dieser Stiefel sich nie verkaufen würde. Wie falsch sie lagen!



**Oben:** Ein Soldat der Armee der Demokratischen Republik Kongo in einer Kampfpause beim Einsatz gegen Rebellen (2012).

**Unten:** Anthony Minerich und Vincent Kemenovich, Bergleute aus Pennsylvania (1927).





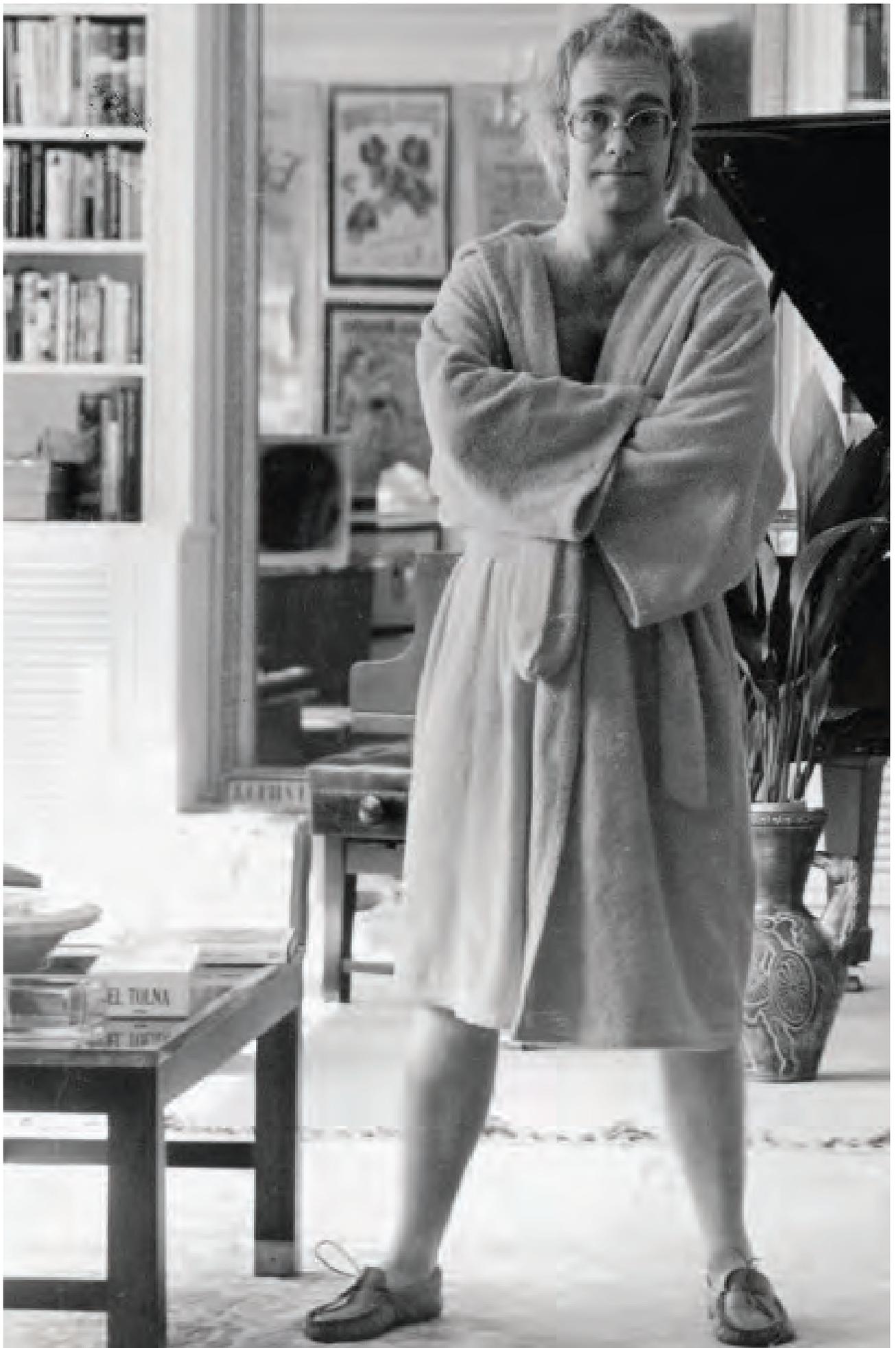
Oben: James Dean auf der Schweinefarm seines Onkels Marcus Winslow in Indiana (1955).



Sänger George Michael von  
Wham! entspannt in Loafers  
und »Club Tropicana«-Hemd  
(1985).

# 2. SCHUHE

DER LOAFER / DER SNEAKER /  
DER PANTOFFEL / DIE ESPADRILLE /  
DER OXFORD & DERBY



# DER LOAFER

1987 erlebte der kanadische Premierminister Brian Mulroney sein ganz persönliches »Gucci-Gate«. Es ging eigentlich nicht um Korruption, doch die Tatsache, dass Mulroney um die 50 Paar Gucci-Loafer besaß, reichte aus, um ihn als einen Politiker ohne Bodenhaftung zu brandmarken. Zu diesem Zeitpunkt war der Gucci-Loafer bereits seit mehr als 30 Jahren ein Ausdruck von Erfolg, aber auch von Streben. Bei der Eröffnung seiner ersten amerikanischen Niederlassung im Jahre 1953 hatte das Lederwarenunternehmen bemerkt, wie beliebt der Loafer dort war, und beschloss, eine ganz eigene, italienisch anmutende Version zu entwerfen. Der Schuh erhielt eine schnittige, mandelförmige Zehenpartie, eine Art Trense auf der Oberseite – eine Verneigung vor dem Ursprung des Unternehmens in der Sattelherstellung. Sie wurde aus feinem Kalbsleder hergestellt und, was vermutlich am wichtigsten war, in Schwarz angeboten.

Bis dahin gab es den Loafer hauptsächlich in Braun, was ihn zu einer Zeit, in der korrekte Geschäftskleidung unbedingt schwarze Schuhe verlangte, zu einem Freizeitschuh machte. Mit Gucci wurde er quasi noch einmal erfunden: formell, chic, anständig. Er wurde zu einer Persönlichkeit. Unterstrichen wurde dieser Wandel dadurch, dass Stars wie Fred Astaire und Clark Gable ihn für sich entdeckten. 1962 wurde der Schuh in die Kollektion des Costume Institute im New Yorker Metropolitan Museum of Art aufgenommen.

Gucci war jedoch nicht das erste Unternehmen, das den Loafer-Stil bekannt gemacht hatte. Dieses Verdienst gebührt zweifellos Raymond Lewis Wildsmith von Wildsmith Shoes in London. 1926 wurde er von König George VI. beauftragt, einen bequemen Schuh ohne Schnürsenkel herzustellen, den dieser in seinem Landhaus tragen konnte. Wildsmith erfüllte diesen Auftrag und schuf den ersten Schlupfschuh für Männer. Er übernahm ihn in der Folge in seine eigene Kollektion und nannte ihn zuerst 582 und später Model 98.



**Gegenüber:** Sänger Elton John in den 1970ern entspannt in seinem Hotelzimmer in Bademantel und Mokassins.  
**Oben:** Ein klassisch schwarzer Penny-Loafer von Brooks Brothers, DEM amerikanischen Anbieter des Preppy-Stils.  
**Rechts:** Cary Grant posiert in Loafers und ohne Socken für ein Werbefoto für *Ein Hauch von Nerz* (1962).



Es dauerte allerdings noch einige Jahre, bis der Loafer als eigenständiger Stil wahrgenommen wurde, und dies geschah in den USA. Siedler hatten schon lange Schuhe getragen, die auf den Mokassins der amerikanischen Ureinwohner aufbauten. 1930 stellte der norwegische Schuhmacher Nils Gregoriusson Tveranger einen loafer-artigen Schuh her, der wahrscheinlich von der Fußbekleidung der Irokesen beeinflusst war, die er während seiner Jugend als Schuhmacherlehrling in den USA kennengelernt hatte. Dieser auch als Aurland-Mokassin bezeichnete Schuh ähnelte außerdem den traditionellen Schuhen der skandinavischen Fischer. Tveranger exportierte seinen Schuh in das übrige Europa, von wo aus der Loafer in die USA gelangte.

Etwa 1933 begann das Unternehmen Spaulding aus New Hampshire mit der Vermarktung eines weichen Schlupfschuhs unter dem Namen »Loafer«, von dem es hieß, er beruhe auf dem Aurland. Gleichzeitig entdeckte auch ein Angestellter des Schuhherstellers G. H. Bass aus Wilton, Maine, auf einer Reise durch das Land den traditionellen norwegischen Mokassin. 1936 stellte Bass seine Version mit einer dicken Sohle vor, die den Schuh stabiler und eleganter machte, so dass er sich für den amerikanischen Markt eignete. Er ergänzte ihn außerdem um ein Merkmal, das typisch für dieses Design werden sollte: einen Lederriemen auf der Oberseite mit einem diamantförmigen Ausschnitt. Bass nannte den Stil »Weejun«, eine Verballhornung von »Norwegian«.

Als amerikanische College-Studenten in den 1950ern diesen Stil für sich entdeckten, steckten sie eine Münze in den Schlitz – sei es als Glückspfund oder als Reserve für Notfalltelefonate –, was dem Schuh seinen Spitznamen bescherte: Penny-Loafer. Ein Unternehmen, Kerrybrooke, produzierte sogar ein Modell namens Teenright Smoothie, bei dem die Münze bereits mitgeliefert wurde. James Dean trug die Loafers mit Jeans und weißem T-Shirt und Elvis Presley war im Film *Rhythmus hinter Gittern* (1957) mit einem Paar weißer Loafer zu sehen.

Diese Pennies oder auch Guccis Trense waren nicht die einzige Verzierung an dieser ansonsten geradlinigen Form. 1952 schuf der Hersteller Alden aus Massachusetts den Tassel-Loafer mit Quasten auf dem Schuh. Andere Dekorationen folgten. Sebago stellte die »Beef-Roll« vor, Nähte auf der Zehenpartie, die zusammengerollt sind und einer mit Küchenswirn verschnürten Rinderroulade ähneln. Fransen (die sogenannten Kiltie-Fransen) waren ebenfalls beliebt, genau wie der Venezianische Stil komplett ohne Verzierungen.

Die Übernahme des Loafers durch die Studenten der Ivy League sorgte dafür, dass er in den Kanon der Männermode aufgenommen wurde. Der Loafer, der weder zu elegant noch zu roh wirkt, stand nicht nur für »Preppyness«, sondern suggerierte auch eine gewisse Jugendlichkeit. Die Studenten trugen ihre Loafer, bis diese im wahrsten Sinne des Wortes auseinanderfielen; manchmal wurden die Teile sogar mit Klebeband zusammengehalten. Falls sie verschliefen, zogen sie die bequemen Loafer auch schon einmal ohne Socken an – was wiederum eine ganz eigene Mode inspirierte, die z. B. John F. Kennedy in seiner Freizeit trug, und zwar sowohl in seiner Jugend als auch später als Präsident.

**Gegenüber:** Schauspieler Ian Ogilvy ist am besten bekannt als Nachfolger von Roger Moore als Simon Templar. Hier ist er 1988, ein Jahrzehnt nach *Simon Templar – Ein Gentleman mit Heiligenschein* im typischen Stil der 1980er Jahre zu sehen – mit hellen Socken und Loafers.

**Unten:** Michael Jackson tanzt auf seiner Victory Tour in Los Angeles 1984 – in charakteristisch heruntergerutschten Socken und schwarzen Loafers.





# DER SNEAKER

Des Urahn des in den 1980ern allgegenwärtigen Sneakers war für eine ausgesprochen ruhige Aufgabe geschaffen worden: für den Spaziergang am Strand. Das Original, der sogenannte Plimsoll, war ein Produkt der britischen Ferien am Meer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – und der Erkenntnis, dass sich robuste Arbeiterstiefel nicht für den Sand eigneten. Das Ergebnis war der »Sandschuh«, ein neuer, billiger, leichter Schuh mit einem kühlen, schnell trocknenden Obermaterial aus Leinen und einer Gummisohle, die durch die Liverpool Rubber Company (gegründet 1861 und später von Dunlop gekauft) bekannt gemacht wurde. Die Sohle war mit einem Gummistreifen am Leinen befestigt, der dem Schuh seinen Namen gab: Die 1876 eingeführte weiße »Plimsoll«-Linie kennzeichnete die maximale Ladetiefe eines Schiffes. Die Analogie aus der Seefahrt war für einen Strandschuh besonders passend, auch wenn die eleganten und wohlhabenden Träger des Schuhs in der viktorianischen Ära damit eher über die Promenaden flanierten als zu riskieren, sich die Füße nasszumachen.

Fortschritte beim Einsatz von Gummi brachten bald schon Variationen des Sneakers hervor, die in den USA entwickelt wurden. In den 1890er Jahren lizenzierte die Goodyear Metallic Rubber Shoe Company die Vulkanisierung. Dies ist ein Prozess, der in den USA von Charles Goodyear (und in Großbritannien von Thomas Hancock) erstmals eingesetzt wurde und bei dem Gummi durch den Zusatz von Schwefel bei hoher Temperatur gehärtet (»vulkanisiert«) wird. Die Goodyear Metallic Rubber Shoe Company war eine von neun kleinen Gummifabriken, die sich 1892 zur US Rubber Company zusammenschlossen. 1913 hatte dieses Unternehmen bereits mehr als 30 unterschiedliche Sneaker-Marken entwickelt. Man beschloss, sich auf ein einziges Leinen-und-Gummi-Produkt zu konzentrieren. Da der gewünschte Markenname Peds – vom lateinischen Wort für Fuß – bereits vergeben war, einigte man sich drei Jahre später auf Keds, die 1917 herauskamen.

Das war auch das Jahr, das die Geburt der vermutlich berühmtesten Sneaker-Marke sah: des Converse All Star-Basketballschuh mit seiner charakteristischen Zehenspitze aus Gummi, die verhindern sollte, dass zum

**Gegenüber:** Paul Newman im Jahr 1965 in einem Button-Down Hemd, Kordhosen und Sneakers.

**Unten:** Zweifellos der ultimative Sneaker – der All Star High Top von Converse.





Oben: Bandenkrieg auf musikalisch – ein Foto aus der Filmversion von *West Side Story* (1961).

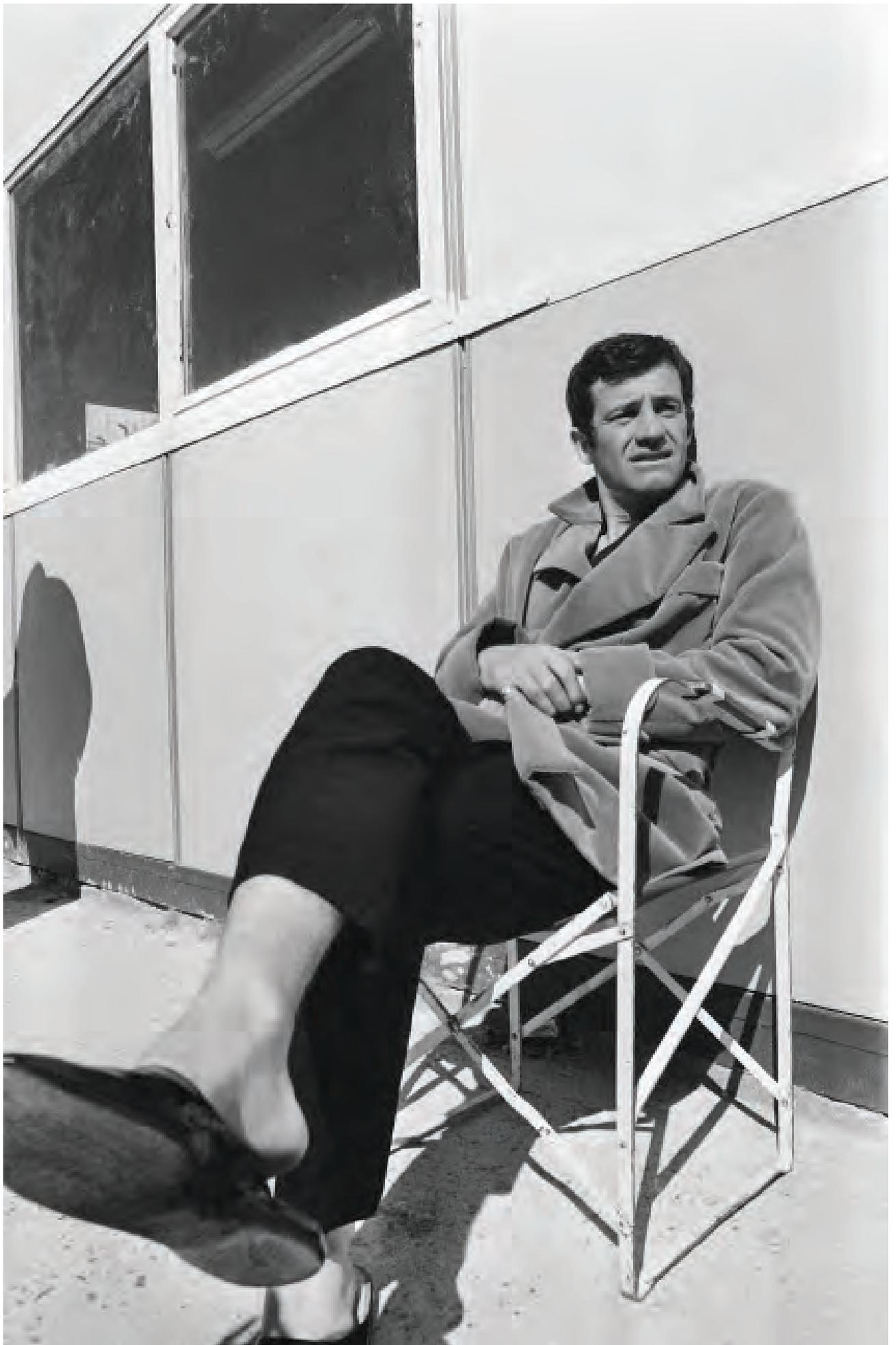
einen der große Zeh den Stoff durchstieß und zum anderen der Schuh bei sportlichen Manövern Schaden nahm. Entstanden war das Design bei der Converse Rubber Shoe Company, die 1908 in Malden, Massachusetts, gegründet worden war und sich schnell einen Ruf als Hersteller von Freizeitschuhen und zunehmend auch von Sportschuhen mit Gummisohlen erworben hatte. Sneaker erwiesen sich als ideal für Rückschlagsportarten. Converse hatte z. B. 1915 einen Tennisschuh herausgebracht und viele Unternehmen entwickelten neue Sohlenmuster, die unterschiedlichen Grip oder besonderen Schutz für die Spielflächen boten, vor allem für Rasen. Auch Yachtbesitzer schätzten Sneaker wegen ihrer Griffigkeit. Der Polarforscher Robert Scott nahm Sneaker auf seine erste Antarktis-Expedition von 1901 bis 1904 mit, während sie die britische Armee zur Standardausrüstung für die Sportausbildung machte. Die meisten Soldaten behielten die Schuhe nach der Entlassung als Andenken.

Converse bot später seinen Sneaker in einer knöchelhohen Version an. Der Unternehmensvertreter und Ex-Basketball-Star Charles »Chuck« Taylor regte einen Aufnäher am Knöchel an, der zusätzlichen Schutz bieten sollte. Diesen Schuh, der für die nächsten Jahrzehnte zu einem Standard im College-Sport werden sollte, gab es zuerst nur in Schwarz. 1947 wurde eine weiße Version vorgestellt. Zusammen mit einem weißen T-Shirt und einer Levi's-Jeans avancierte der Sneaker zur Uniform der amerikanischen Teenager der 1950er. Der Begriff »Sneaker«, der sich Mitte der 1960er in den USA endgültig durchsetzte, wurde von Henry McKinney von der Werbeagentur N. W. Ayer & Son geprägt und leitete sich vom »Herumschleichen« (to sneake) ab, das mit ihnen möglich war. 1966 waren die Converse-Sneaker führend am Markt und das Unternehmen bot sie in sieben verschiedenen Farben an. Da inzwischen auch synthetische Materialien weit verbreitet waren, wurden Sneaker von nun an auch grell und farbig verziert.

Obwohl Sportschuhe ab den 1970ern vermehrt für spezielle Aktivitäten entworfen wurden, mochte die Mode weiterhin die minimalistische Einfachheit der Sneaker und wusste die Tatsache zu schätzen, dass sie sich mit zunehmendem Alter ästhetisch verbesserten. Sneaker bildeten eine stilistische Komponente der wichtigsten, meist musikalisch geprägten Subkulturen, wie dem amerikanischen Punk-Rock, Grunge, dem amerikanischen Westküsten-Hiphop, Hardcore-Punk und EMO sowie vieler anderer Modeerscheinungen mit Retro-Anleihen.



Rechts: Die Hardrock-Band AC/DC mit Gitarrist Angus Young in seinem typischen Aufzug mit Schuluniform und Sneakers (1990).



# DER PANTOFFEL

Pantoffeln oder Hausschuhe sind für den Träger wie ein alter Freund. Während Kleidung abgelegt und ersetzt wird, wenn man sie nicht mehr mag oder sie verschleißt, werden Pantoffeln umso mehr geliebt, je ausgelatschter sie sind. Pantoffeln repräsentieren eine Unterbrechung des Arbeitstages: Sie sind ein Symbol für die häusliche Abgeschlossenheit, wo Bequemlichkeit wichtiger ist als Korrektheit. Sie stammen ebenso wie der Pyjama, zu dem sie gern getragen werden, aus dem Orient. Es wird behauptet, dass Pantoffeln in den Harems der großen Sultane üblich waren, wo Konkubinen und Sklaven absichtlich diese bequemen Schlupfschuhe ohne Fersenteil erhielten, um jeden Gedanken an eine Flucht durch felsige und sandige Wüsten zu vereiteln.

Wie es sich für seine östliche Herkunft gehört, erleichtert der Pantoffel es dem Mensch, im Schneidersitz zu sitzen, ohne seine Fußbekleidung abzulegen. Dabei schonte er zudem die teuren persischen Teppiche – obwohl nahezu jede antike Kultur eine Variante des Stils besaß. Ebenso wie Pyjamas wurde auch den Pantoffeln am Ende des 20. Jahrhunderts unterstellt, nicht besonders sexy zu sein und eher von älteren, konservativen Menschen geschätzt zu werden.

Doch auch für diese altertümliche Art von Schuhwerk gibt es ein jüngeres, eleganteres Gegenstück. Mitte des 19. Jahrhunderts erfuhr das althergebrachte Design eine königliche Überarbeitung, als Prinz Albert, Ehemann von Königin Victoria, die Version in Auftrag gab, die jetzt als definitiver Pantoffel gilt: einen mit gestepptem Stoff gefütterten Samtschuh mit dünner Sohle und niedrigem Absatz (und mit Fersenteil), der niemals für den Gebrauch außer Haus gedacht war – egal, was die Mode viel später, nämlich ab den 1980er Jahren suggerierte. Der »Prince Albert Slipper« erlaubte es den Gentleman jener Zeit, es sich im Haus und in zwangloser Gesellschaft bequem zu machen, ohne den Schmutz der damals oft primitiven Straßen ins Haus zu schleppen.

Der Hausschuh, der auf der Oberseite oft mit einem Wappen oder Monogramm bestickt oder einem Ripsband verziert war, wurde zum normalen Tagesanzug getragen. Zu einer Zeit, als es unter den oberen Klassen durchaus noch üblich war, sich zum Dinner umzukleiden – eine Sitte, die bis in die 1930er Jahre befolgt wurde –, konnte man Pantoffeln sogar zur Dinnerkleidung tragen, wenn man zuhause Gäste empfing. Ein Gentleman hatte möglicherweise ein zweites Paar in seinem Club. Der »Dress Slipper« wurde zum Inbegriff für leicht dekadente Eleganz. Wie das Editorial einer *Esquire*-Ausgabe von 1939 anmerkte, war der abgebildete »blaue Samthausschuh mit goldenem Monogramm von der Art, die wohlgekleidete Herren bei Hauspartys in Palm Beach und anderen südlichen Ferienorten tragen«. Der Stil galt als typisch für den wohlhabenden Junggesellen oder den verschmutzten Gentleman: David Nivens lässiger Juweliendieb in *Der rosarote Panther* (1963) trägt ein Paar zu seinem roten Samtsmoking.

Der Gedanke an solch einen eleganten Hausschuh wurde außerhalb aristokratischer Kreise bis in die 1940er Jahre ignoriert, als die neue Aristokratie – Hollywood-Stars und die politische Elite – die Idee aufgriff. Angeblich trug Clark Gable zuhause Dress Slippers mit bunten Socken und farblich darauf abgestimmten Hemden, Douglas Fairbanks Jr. war ein Fan, Senator Robert Kennedy – ebenfalls aus einer einflussreichen, wohlhabenden Familie – kombinierte sie mit Khakis und einem alten Pullover und Schauspieler Peter Lawford, Mitglied des berühmten »Rat Pack«, posierte auf Fotos mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn in einem schwarzen Paar Hausschuhe und einem dunklen Anzug. Sein Kollege Dean Martin war möglicherweise einer der ersten Männer, der sie außer Haus anzog: Er trug sie manchmal zusammen mit einem Smoking bei seinen Auftritten in der *Dean Martin Show*, die von Mitte der 1960er bis Mitte der 1970er Jahre lief. Der Wunsch nach Bequemlichkeit lässt sich offenbar nur schwer unterdrücken.



**Gegenüber:** Jean-Paul Belmondo, entspannt am Set – in seinen Pantoffeln (1966).

**Oben:** John Lobb, angesehener Hersteller von Herrenschuhen, hat auch Pantoffeln im Angebot.

**Unten:** Schauspieler Mickey Rourke trägt Samthausschuhe auf einer Party in London, 2009.



# DIE ESPADRILLE

Die Espadrille (spanisch auch Alpargata) erinnert an schöne Kleidung an schönen Sommertagen: Sie gehört zum nautischen Flair der französischen Riviera der 1920er Jahre und in Verbindung mit einem pastellfarbenen Anzug mit hochgerollten Ärmeln zum tropischen Stil der Fernsehserie *Miami Vice* vom Ende der 1980er Jahre. Auch die feine Damenmode bediente sich dieses Schuhs – Rita Hayworth und Lauren Bacall trugen ihn in *Die Lady von Shanghai* (1947) bzw. *Gangster in Key Largo* (1948), während Yves Saint Laurent 1970 ein Paar mit einem kleinen Keilabsatz vorstellte. Dabei gibt es diesen Unisex-Schuh, der in ähnlicher Form auch von Fischern hergestellt und getragen wird, bereits seit dem 13. Jahrhundert – damals diente er als Schuhwerk von Soldaten, speziell der Infanterie des Königs von Aragon.

Im 19. Jahrhundert wurden Espadrilles für das Militär in der Region Katalonien-Aragon und – was vielleicht überrascht – für Bergarbeiter produziert, bei denen manchmal eine dünne Gummisohle hinzugefügt wurde, um die Griffigkeit bei feuchtem Untergrund zu verbessern. Espadrilles werden von einem *Alpargatero* hergestellt. Das ist üblicherweise ein Mann, der die Sohlen aus aufgerolltem Juteseil oder geflochtenem Hanf zusammennäht (der Name selbst leitet sich von *Esparto* oder dem katalanischen *Espartenya* ab, das getrocknet und dann geflochten wird), an denen eine Näherin dann den Oberstoff aus Leinen befestigt. Dieser Oberstoff ist traditionell schwarz oder hat die Farbe des ungefärbten Leinens; Bauern hatten meist zwei Paar, wobei sie das hellere Paar für die Sonntagskleidung schonten. Manchmal sorgten schwarze Bänder, mit denen man den Schuh am Knöchel festband, für einen besseren Halt am Fuß.

Die Espadrille bot zwar wenig Schutz für den Fuß – weder im Kampf noch im Bergwerk –, war aber außerordentlich bequem. Die Sohlen passten sich an den Fuß an und der Oberstoff war luftig, was angesichts der klimatischen Bedingungen in der Region nicht zu unterschätzen war. Ein Paar dieser Schuhe hielt vielleicht nur einige Wochen, speziell unter den harten Arbeitsbedingungen, aber es gab sie reichlich und sie waren billig: Während des spanischen Bürgerkrieges, als viele Fabriken verstaatlicht wurden, erhielten Soldaten statt eines Paares Lederstiefel zwei oder drei Paar Espadrilles. Darüber hinaus, und das war auch wichtig, waren sie traditionell. So trägt man zum katalanischen Volkstanz, der *Sardana*, weiße Espadrilles. Anfang des 20. Jahrhunderts gab es in Nordspanien und auf der anderen Seite der Pyrenäen, in Frankreich, eine Reihe von Fabriken, die Tausende Arbeiter beschäftigten – viele von ihnen junge Frauen, die *Hironselles*, die während der Sommermonate aus anderen Teilen des Landes anreisten, um dort zu arbeiten.

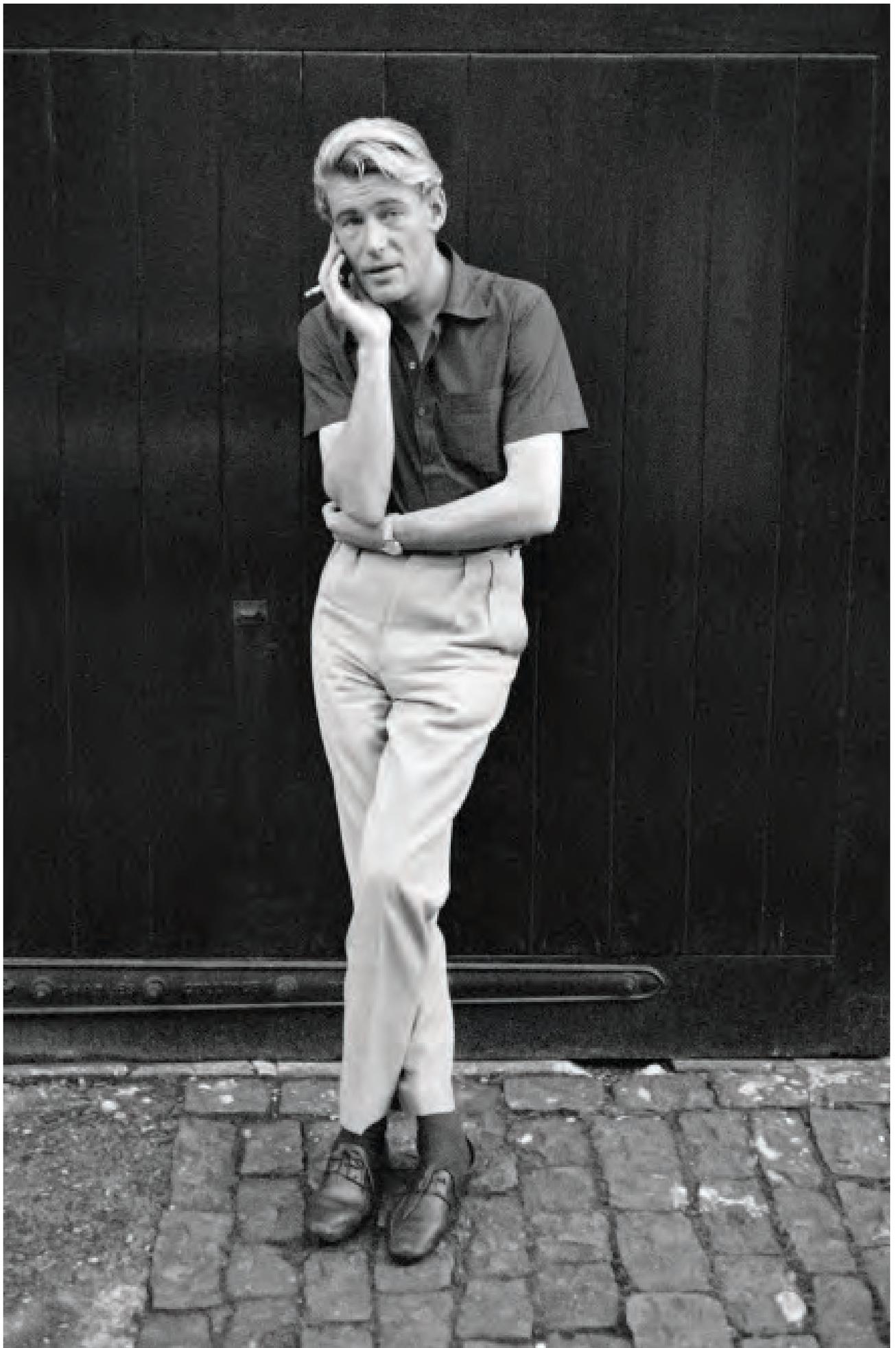
Was die Espadrille für Arbeiter in heißen Gegenden so nützlich machte, sprach auch die Wohlhabenden im Urlaub an. Pablo Picasso und Salvador Dalí, beide natürlich Spanier, trugen sie auf ihren Reisen an die See – Dalí immer in Weiß und von Castaner. Auch Ernest Hemingway zog sie an, wenn er Spanien besuchte. In den USA kombinierte John F. Kennedy sie mit Khaki-Hosen, wenn er von Cape Cod aus mit seiner Yacht unterwegs war. Sogar Humphrey Bogart – der sich vielleicht von seiner Frau Lauren Bacall inspirieren ließ – und der große John Wayne wurden in ihnen fotografiert.

**Unten:** Eine Anzeige für Carigou-Likör – sie zeigt eine romantisierte Sicht der katalanischen Musik, komplett mit Baret und Espadrilles.

**Gegenüber:** Der junge John F. Kennedy mit seinen Schwestern Eunice und Patricia auf einer Poolparty in der amerikanischen Botschaft in London, 1938.







# DER OXFORD & DERBY

Der Oxford-Schuh ist ein ausgesprochen formelles Modell. Charakteristisch sind seine klaren Linien. Diese werden erreicht, indem die Seitenteile mit der Schnürung unter das Oberleder genäht werden, so dass der Schuh nahtlos aussieht (im Gegensatz dazu liegen die Seitenteile mit den Löchern für die Schnürsenkel beim weniger formellen Derby oder Blücher oben auf dem Oberleder). Ungeachtet der Förmlichkeit des Oxford liegt sein Hauptaugenmerk auf der Bequemlichkeit.

Die Legende besagt, dass Studenten der Universität Oxford etwa im Jahre 1825 dagegen rebellierten, Schlupfstiefel zu tragen, die so eng waren, dass viele sie als restriktiv empfanden. Sie begannen daher, Schlitze in die Seiten ihrer Fußbekleidung zu schneiden. Im Laufe der Zeit wanderten die Schlitze nach vorn, wo sie verschnürt wurden. Die Seiten des Schuhwerks wurden dabei immer niedriger, so dass sich quasi ein Halbstiefel herausbildete, bis dann schließlich sogar der Knöchel freigelegt wurde. Damit war das moderne Konzept des Schuhs – auch »Oxonian«, also Oxforder, genannt – entstanden. Der Stiefel driftete von nun an in den Bereich der Spezialanwendungen ab, namentlich Arbeit und Reiten.

1846 zitierte *The New Monthly Magazine* den britischen Schuhmacher Joseph Sparkes Hall (dem oft die Erfindung des Chelsea-Stiefels zugeschrieben wird, der also offenbar ein Auge für neue Designs hatte): Hall merkte an, dass »der Oxforder Schuh sich am besten für das Gehen eignet« und dass besagter Stil, gekennzeichnet durch seinen niedrigen Schnitt und seine Schnürung an der Vorderseite mit drei oder vier Löchern jetzt gemeinhin als Oxford bekannt ist. Oxfords wurden lange auch als Balmorals bezeichnet, speziell in den USA, benannt nach Balmoral Castle in Schottland – was auf mögliche schottische Ursprünge hinweist. Um die Angelegenheit noch weiter zu verwirren, nennt man sie in Frankreich auch Richelieus, nach dem berühmten französischen Kardinal und Staatsmann.

Der Derby-Schuh ist vielleicht etwas älter. Aufzeichnungen erwähnen ihn das erste Mal 1872: Die Form wird im *St Crispin's Magazine* (der heilige Crispin ist der Schutzpatron der Schuhmacher) beschrieben als ein »neuer Schnürschuh, besser als der »Oxonian«, da die Naht nicht an einem empfindlichen Teil des Fußes liegt« (d. h. direkt über dem Spann). Es wurde auch vermutet, dass es eine Verbindung zum 14. Earl of Derby oder sogar zu einem seiner Vorfahren gibt. Auf jeden Fall wurde die Bequemlichkeit dieses Schnürstils von den Stiefelmachern übernommen, insbesondere nachdem sich Ende des 18. Jahrhunderts eine Innovation des preußischen Offiziers Gebhard Leberecht von Blücher durchsetzte: Er ließ Armeestiefel mit einer Derby-artigen Schnürung versehen, um das An- und Ausziehen zu vereinfachen sowie den Halt am Fuß zu verbessern. Dieses Stiefeldesign trägt entsprechend auch seinen Namen.

**Gegenüber:** Peter O'Toole posiert in einem Paar Derbys für ein Foto (1962).

**Unten:** Oxfords mit verzierter Zehenkappe von John Lobb.



Im zivilen Leben dauerte es bis zur Wende zum 20. Jahrhundert, bevor Oxfords oder Derbys als normales Schuhwerk für Männer in Betracht gezogen wurden – bis dahin waren Stiefel die Fußbekleidung. Unterstützt wurde die Hinwendung zum neuen Schuh durch die Tatsache, dass er die unterschiedlichsten Details und Verzierungen erlaubte. Oxfords besaßen zwar traditionell eine Zehenkappe, es gab aber auch Varianten, bei denen das Oberleder aus einem Stück war und es nur hinten eine Naht gab. Eine Variante waren die Sattelschuhe der 1940er und 1950er. Deren Design stammte eigentlich aus dem Jahre 1906 vom amerikanischen Sportausrüster A. G. Spalding, der es ursprünglich für Hallensportarten schuf. Hierbei bestehen die Seitenteile mit der Schnürung aus kontrastfarbenem Leder, so dass es aussieht, als würde der Schuh einen Sattel tragen.

Sowohl Oxfords als auch Derbys gab es auch als »Bucks« (abgeleitet von »Buckskin«, also Wildleder), die ursprünglich tatsächlich aus Wildleder gefertigt waren, später aber aus weißem Velourleder, als »Apron-Schuh«, bei dem die Vorderseite des Schuhs aus einem separaten Blatt besteht, oder als »Moc Toe« (Mokassin-Zeh), bei dem das Apron-Design durch die Naht simuliert wird. Am beliebtesten sind vermutlich jedoch Brogues. Der Ursprung dieser Schuhe mit ihrer charakteristischen dekorativen Perforation und den gezahnten Kanten liegt in den simplen, absatzlosen Schuhen der irischen und schottischen Landarbeiter des 16. Jahrhunderts, die perforiert wurden, damit das Wasser beim Arbeiten auf sumpfigem Boden besser ablaufen konnte. *Brog* bedeutet »Schuh« in der gälischen Sprache.

Auch Brogues gibt es in verschiedenen Varianten, darunter als »Wingtip«, bei dem die Zehenkappe flügelartig an den Seiten weitergeführt wird, und als zweifarbiger Co-Respondent oder Spectator-Schuh, bei dem ein Teil des Oberleders aus einem kontrastfarbenen Stoff besteht, meist aus weißem Canvas. Man sagt, das sei von dem ersten Kricketschuh abgeleitet, den die Londoner Schuhmacher John Lobb 1868 hergestellt haben, um die Füße des Spielers besser zu lüften. Die Form, die an die Jazz-Ära erinnert, wurde möglicherweise durch Gamaschen inspiriert oder sollte durch die hellere Farbe einen sonnigeren Stil verkörpern, während der dunkle Teil des Schuhs unempfindlich gegen Schmutz oder Grasflecke war. Dieser Schuh war besonders bei Tänzern wie Fred Astaire und Gene Kelly beliebt, da das Aufblitzen des weißen Stoffes die Aufmerksamkeit auf ihre ausgefallene Beinarbeit lenkte. Dass der einflussreiche Prince of Wales, später Herzog von Windsor, den Schuh bevorzugte, reichte aus, um ihn in den Kanon der Männerkleidung zu katapultieren.



**GENTLEMEN: YOUR**  
**SPORTS**

*The finest array of summer sports we have ever offered.*

**OUR HIGHEST PRICE \$4**

*Improve your game in this great golf shoe.*

Carried in all sizes and widths to properly fit you.

**FELTMAN & CURME**



**Gegenüber:** Eine Anzeige des US-amerikanischen Schuhhändlers Feltman & Curme von 1936, die einige seiner beliebtesten »sportlichen« Stile zeigt.

**Oben:** Fred Astaire tanzt - wie er es oft tat - im Frack und mit Oxford-Schuhen.



# 3. FORMELLE KOPF- BEDECKUNGEN

DER PORK PIE HAT / DIE MELONE /  
DER PANAMAHUT & BOATER /  
TRILBY & FEDORA

# DER PORK PIE HAT

Neben seiner starrköpfigen Einstellung ist sein Hut die Eigenart, die »Popeye« Doyle auszeichnet – den von Gene Hackman gespielten Ermittler in *French Connection – Brennpunkt Brooklyn* (1971). Geformt wie ein Fedora, aber mit einer abgeflachten Krone, rundherum eingedrückt und mit einer hochgebogenen, relativ kurzen Krempe, ähnelt er dem äußerst britischen herzhaften Gebäckstück, der Schweinefleischpastete. Diese Pork Pie wurde um 1760 herum von Bäckern für Jäger auf der Fuchsjagd erfunden. Und obwohl die Form oft als typisch amerikanisch angesehen wird – besonders als Kopfbedeckung der coolen Jazztypen – und der Name »Pork Pie Hat« Anfang der 1930er in den USA geprägt wurde, liegen seine Ursprünge doch im selben Land wie die der Pastete.

Der Pork Pie Hat erlebte seinen ersten Aufschwung während der 1830er Jahre in Großbritannien als ein Hut, der vorwiegend von Frauen getragen wurde. Er tauchte erst mit dem Revival der Mods und dem Aufstieg des Ska in den 1970ern wieder auf, als er dank Bands wie Madness, den Specials und anderen kurzzeitig neue Beliebtheit erlangte. Doch selbst diese Bands – ebenso wie der Acid Jazz der 1980er – ließen sich damit aus dem Ausland beeinflussen anstatt von der Geschichte ihres eigenen Landes. Sie blickten zu den ursprünglichen Helden des Ska (und der Rude-Boy-Subkultur) im Jamaika der 1960er Jahre, wie etwa Derrick Harriott und Prince Buster, die sich ebenfalls den Pork Pie Hat zu eigen gemacht hatten. Und deren Einfluss wiederum? Die US-amerikanischen Jazzler der 1950er.

Der Pork Pie Hat mag zwar nicht in den USA erfunden worden sein, jedoch wurde seine Identität als alltäglichste unter den formellen Kopfbedeckungen dort geprägt. Er war bereits Anfang des 20. Jahrhunderts in Mode – zumindest bei den jungen Männern in Großstädten wie New York. Seinen Durchbruch aber erzielte er, als ihn Buster Keaton, der berühmte Komiker der Stummfilmzeit, zu seinem Markenzeichen machte. »Damals trug fast jeder Komiker, den man sah, einen Derby-Hut«, erinnerte sich Keaton. »Deshalb beschloss ich, mir einen ganz eigenen Hut zu besorgen. Ich wusste, dass Stroh zu empfindlich für meine Art von Faxen war, und so entschied ich mich für Filz und entwarf diesen speziellen Pork Pie.«

Keaton stellte viele seiner Hüte selbst her, indem er einen Stetson oder einen grauen Fedora beschnitt, mit einem Bügeleisen bearbeitete und die Krempe mit warmem Zuckerwasser versteifte. Da viele seiner Aktionen mit Wasser zu tun hatten, das den Filz zerstörte, brauchte er für einen Film oft sechs Hüte oder mehr. Manchmal schnappten Souvenirjäger ihm den Hut vom Kopf. Spätere Fans der Hutform hatten dieses Problem nicht. Zu ihnen gehörten der Architekt Frank Lloyd Wright, der Mitentwickler der Atombombe Robert Oppenheimer, die Sänger Frank Sinatra und Dean Martin sowie der schwarze Bürgerrechtler Malcolm X.

Doch erst mit den Hipster-Jazzern erwarb der Pork Pie Hat einen gewissen urbanen Reiz. Dexter Gordon, Wardell Gray, Billy Eckstine, Duke Ellington und, vermutlich am berühmtesten, Lester Young gehörten zur musikalischen Avantgarde der 1950er, die den Stil übernahmen. Charles Mingus nannte seine Elegie zum Tod von Young »Goodbye Pork Pie Hat«. Young erschien in Zeitschriften aus dieser Zeit unter Überschriften wie »Wie man einen Pork Pie Hat herstellt: Jazz-Experte Lester Young zeigt, wie die modische Form entsteht, die die Jazzfreunde so lieben.« »Young stellt aus normalen, breitkrempeigen schwarzen Hüten seine eigenen Pork Pies her«, erklärte der Artikel.

Im Laufe der folgenden Jahrzehnte tauchte der Pork Pie Hat immer wieder in der amerikanischen Popkultur auf: von der Mode der Ivy League Anfang der 1960er über Robert de Niro als Johnny in *Hexenkessel* (1973) bis hin zu Bryan Cranston als Walter White in der vielgepriesenen Fernsehserie *Breaking Bad* (2008-13).



Oben: Ein Pork Pie Hat von Kangol, einem der beliebtesten Hersteller.

Unten: Der legendäre Ska-Pionier Prince Buster mit dem für ihn charakteristischen Hut (1964).





Oben: Gene Hackman als Popeye Doyle mit dem typischen Pork Pie Hat auf einem Werbefoto für *French Connection II* (1975).



# DIE MELONE



**Gegenüber:** Henri Cartier-Bressons Bild eines melonetragenden Mannes, der sich plötzlich umdreht und ihn ansieht, aufgenommen auf der Allée du Prado in Marseille, 1932.

**Oben:** Engländer mit Melone im Jahr 1967, als die Form der Inbegriff eines bestimmten Oberklassestils war.

Nicht alle Accessoires der männlichen Garderobe überleben sich ändernde Geschmäcker und Bedürfnisse. Manche bleiben zumindest starke Symbole einer bestimmten Ära, eines bestimmten Stils oder sogar Ortes, auch wenn sie nur noch selten getragen werden. Nehmen Sie z. B. den Bowler – hierzulande auch Melone genannt –, bis in die 1960er Jahre unverzichtbar für den Gentleman in der Londoner Finanzwelt. Er stand nicht nur für eine Branche (das Bankwesen), sondern auch für eine Klasse.

Als die britische Satiresendung *The Frost Report* im Jahre 1966 einen Sketch über soziale Hierarchien zeigte, trug der von Ronnie Corbett gespielte Vertreter der Arbeiterklasse eine Schiebermütze, der Mittelklassemann Ronnie Barker trug einen Derby und John Cleese als Mann der Oberklasse war in einem Bowler zu sehen (er trug ihn später ebenfalls im Monty Python-Sketch »Ministry of Silly Walks«). Der von Patrick Macnee verkörperte John Steed, der Gentleman-Abenteurer aus der 1960er-Fernsehserie *Mit Schirm, Charme und Melone*, war ähnlich behütet (wie der deutsche Titel der Serie bereits vermuten lässt). Der Bowler ist die traditionelle Kopfbedeckung für Dressreiter und auch die Männer der britischen königlichen Familie haben ihn seit den 1920ern gelegentlich getragen, vor allem bei der jährlichen Cavalry Old Comrades Association Annual Parade im Londoner Hyde Park, ebenso wie Mitglieder der japanischen Kaiserfamilie.

Eine eigenwilligere und tödlichere Rolle spielt der Bowler von Oddjob, dem Bösewicht aus dem James-Bond-Roman und -Film *Goldfinger* (1959 bzw. 1964), der einen Bowler mit rasiermesserscharfer Krempe als tödliche Waffe einsetzt. Tatsächlich scheint der Bowler typisch für viele seltsame Gestalten aus Büchern und Filmen zu sein, von Schulze und Schultze aus Hergés Tim & Struppi-Comics über den *Batman*-Bösewicht Riddler bis zu den Droogs aus Stanley Kubricks *Uhrwerk Orange* (1971).

Der ursprüngliche Bowler, ein fester Filzhut mit abgerundeter, schellackgehärteter Krone und schmalem, gerolltem Rand, war anfangs gar nicht für Oberklasseleute gedacht. Hergestellt im Jahre 1849 von den Londoner Hutmachern Lock & Co., war der Bowler von Edward Coke, einem jüngeren Bruder des 2. Earl of Leicester, für die Jagdaufseher auf dem Familienbesitz in Norfolk in Auftrag gegeben worden. Die zuvor vom Personal getragenen Zylinder – ebenfalls eine Form, die man eher den feinen Leuten zuordnet – wurden allzu oft von den Köpfen gestoßen und beschädigt. Coke, der für den ersten Bowler 12 Shillinge bezahlte, trat angeblich mit dem Fuß auf den Hut, um seine Festigkeit zu testen, bevor er das neue Design akzeptierte. Anfangs trug er den Namen Coke-Hut, bevor er nach den Hutmachern bei Lock & Co. benannt wurde, die ihn geschaffen hatten: Thomas und William Bowler.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedienten sich vor allem Arbeiter des Bowlers als eines funktionalen Hutes: Droschkenfahrer, Straßenhändler und sogar Werftarbeiter – bildete er doch eine frühe Form des Schutzhelms. Mitglieder des Oranier-Ordens in Belfast machten ihn zum Teil ihrer traditionellen Kleidung auf den jährlichen Paraden. Dass es sich um einen Hut der Arbeiter handelte, zeigte sich in den heruntergekommenen Charakteren, die von Laurel und Hardy, Charlie Chaplin (als Tramp) und später dem amerikanischen Komiker Lou Costello geschaffen wurden (dessen Melone immer zu klein war). Costello folgte der Tradition der Vaudeville- und Music-Hall-Künstler, wie auch Laurence Olivier in *Der Komödiant* (1960).

Die Form war besonders in den USA erfolgreich, wo sie in den 1890er Jahren in Mode kam. Echte Banditen wie Robert Parker und Harry Longabaugh, besser bekannt als Butch Cassidy und Sundance Kid entschieden sich für diesen Hut. Um genau zu sein, war es wahrscheinlicher, dass jemand einen Bowler trug als den in Hollywood-Western gezeigten Cowboyhut. Schließlich wurde er als Zeichen der Autorität von den Vorarbeitern auf Baustellen getragen und steigerte damit deren Ansehen. Interessanterweise symbolisiert er in Bolivien etwas völlig anderes. Nach der Einführung des Hutes durch britische Bahnarbeiter in den 1920ern übernahmen ihn die Frauen der Quechua und Aymara, die ihn als Fruchtbarkeitssymbol betrachten.



# DER PANAMAHUT & BOATER

Manche sagen, dass sich die Qualität am besten einschätzen lässt, indem man die Anzahl der Vueltas ermittelt – der konzentrischen Kreise entlang der Krone des Hutes, andere behaupten, dass das beste Maß die Anzahl der Bindungen ist – bis zu 2000 pro Zoll. Ungeachtet dessen lässt sich die Tatsache nicht leugnen, dass der Panamahut in seiner besten Qualität zu den aufwändigsten der handgearbeiteten Hüte gehört. Die traditionelle Methode des Webens, bei der die Fasern der Carludovica-Palmata-Palme in fadendünne Streifen zerteilt werden, ergibt einen äußerst funktionalen Stil: überraschend robust, leicht und außerordentlich atmungsaktiv. Die feinsten Panamahüte sind das Ergebnis etwa sechsmonatiger Arbeit eines Webers. Ironischerweise sind dabei bewölkte Tage von Vorteil, da es dann einfacher ist, feine Farbunterschiede in den Fasern zu erkennen, während die erhöhte Luftfeuchtigkeit die Biegsamkeit der Fasern erhält.

Weshalb Südamerikaner diese Naturfasern schon so lange für Hüte benutzen, wird bei heißem Wetter offensichtlich. Ihr Einsatz lässt sich bis zu den Inkas des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen: Deren Hüte waren in der Form noch deutlich unstrukturierter. Doch sie entdeckten bereits, dass Palmblätter gewebt werden konnten. Der daraus resultierende »Stoff« wurde geschlagen, in Regenwasser gewaschen und gebügelt, um ihm Biegsamkeit und Form zu verleihen. Jedes Stadium der Herstellung war eine ganz eigene Kunst. Später wurden die normalerweise cremefarbenen Fasern außerdem mit Schwefel aus den vulkanischen Quellen der Region gebleicht.

Der Name ist allerdings irreführend: Die Ursprünge des Panamahutes, einer Art Stroh-Fedora, liegen in Ecuador, wo man ihn als *Sombrero de paja toquilla* bezeichnet. Die Zentren seiner Herstellung sind traditionell die Städte Montecristi und Pilé. Seinen Namen erhielt der Hut, als er Ecuador hinter sich ließ und dank der Arbeiter, die den Panamakanal bauten, international wurde. Sie nutzten ihn als Schutz vor der Sonne. Schon bald hatten die wichtigsten Herkunftsgegenden des Hutes in Ecuador, Azuay und Canar, einen florierenden Export aufgebaut, so dass selbst die Pflanzen, aus denen die Hüte produziert wurden, den Namen Panamahutpalmen erhielten.

Es war ein Mann namens Francisco Delgado, der Anfang des 18. Jahrhunderts die erste Form herstellte, in der man die Art von Panamahut erkennen konnte, die dann im 20. Jahrhundert von Fans wie Salvador Dalí, F. D. Roosevelt und Frank Sinatra so geschätzt wurde. Allerdings erregte das Design in Europa



Gegenüber: Terry O'Neills Aufnahme des irischen Schauspielers Peter O'Toole in einem Boater, circa 1970.

erst zur Weltausstellung in Paris im Jahre 1855 Aufmerksamkeit, als man Kaiser Napoleon III. einen der ausgestellten Hüte präsentierte. Als Königin Victoria 1901 in Großbritannien starb, kombinierte man Panamahüte mit einem schwarzen Band – ein Zeichen des Respekts, das für diesen Hut zur Tradition wurde.

Wohlhabende britische Schulkinder der viktorianischen Zeit erhielten ihre eigene Form von Strohhut, den sogenannten Boater. Allerdings ist die Herkunft dieses aus groberen Fasern geflochtenen, flachen Hutes mit gerader Krempe und breitem Band nicht ganz so nobel, wie es seine Verbindung mit den Schuluniformen der Zeit oder auch den aus der Oberklasse stammenden Studenten der Universitäten Oxford und Cambridge vermuten ließe. Der Boater gehörte im 19. Jahrhundert zur Ausrüstung der Kadetten der Royal Navy (und auch der Matrosen der französischen Marine) und sollte diese vor der tropischen Sonne schützen. Zuhause in Großbritannien unterstrich der Hut die öffentliche Wahrnehmung der »Seebären«, die gebräunt und tätowiert von ihren exotischen Reisen zurückkehrten. Fischhändler, Fleischer und Straßenverkäufer im Londoner East End gewöhnten sich ebenfalls an, den Boater zu tragen, genau wie – am anderen Ende der sozialen Skala – Freizeitsiegler und -ruderer. Bereits 1822 soll der Hutmacher Lloyd am Londoner Strand 48 unterschiedliche Stile des Boaters angeboten haben.

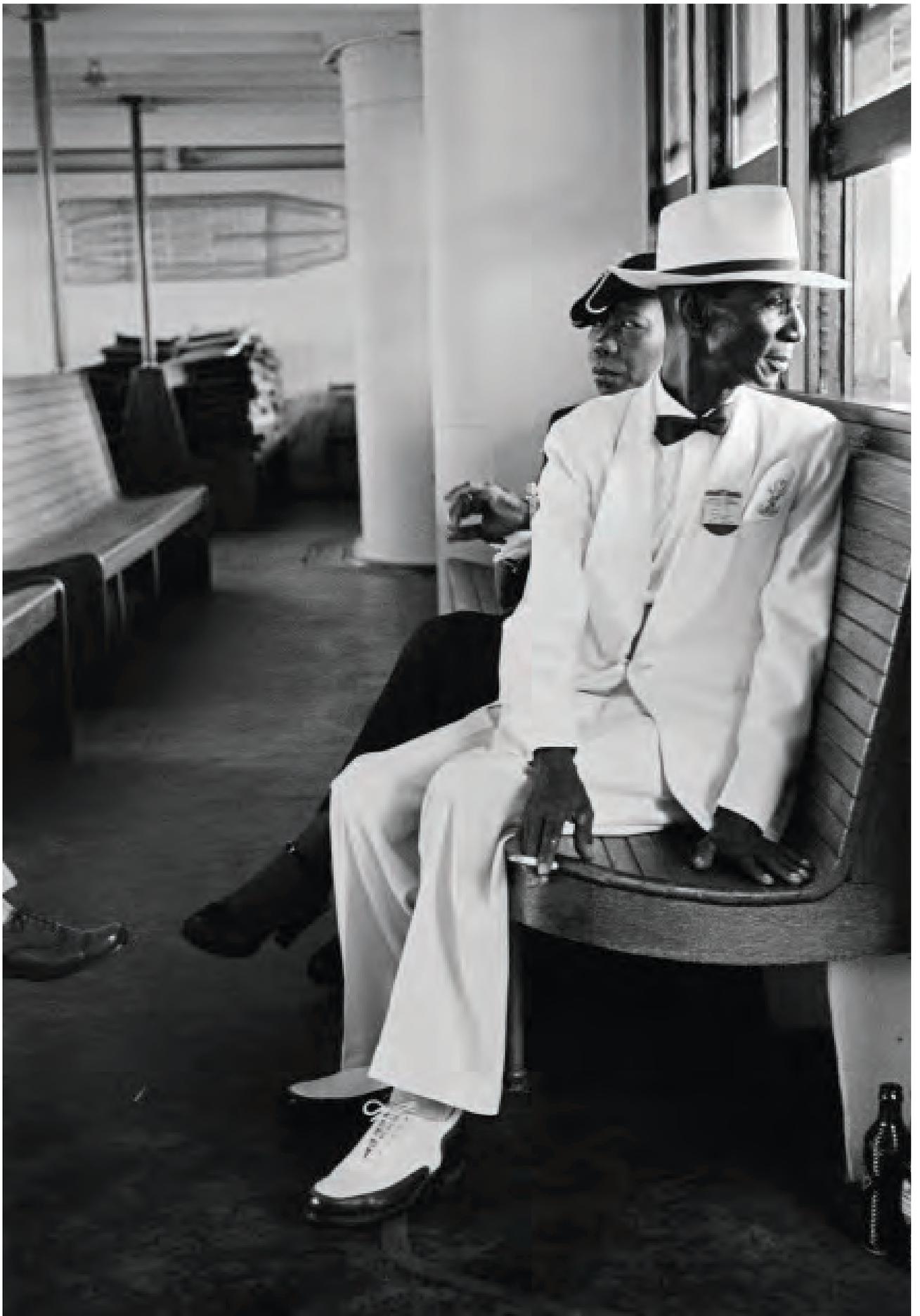
Während der ersten zwei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts tauchte der Boater an einigen sehr eigenwilligen Orten auf. Er wurde von den traditionellen amerikanischen Barbershop-Quartetten und Vaudeville-Entertainern getragen, gehörte angeblich zur inoffiziellen Uniform der frühen FBI-Agenten und war das Markenzeichen des Stummfilmstars Harold Lloyd sowie des französischen Sängers und Schauspielers der 1920er und 1930er Jahre Maurice Chevalier. Und dennoch ist es die Verbindung des Hutes zu den Privilegierten, die nachklingt.

Einige Privatschulen entfernten zwar den Boater aus ihren Uniformen, als Waisenhäuser ihn Ende des 19. Jahrhunderts in ihre Standardkleidung aufnahmen, bei anderen jedoch kam er zur Uniform hinzu. Dazu gehörten z. B. die Schüler von Harrow, einer der angesehensten Privatschulen Englands. Nach dem Ende des 2. Weltkriegs tauschten die Schüler des Eton College ihre traditionellen Zylinder gegen Boater. An keiner der Schulen waren die Schüler jedoch besonders erpicht darauf, diese Hüte zu tragen, so dass sie seit den 1930er Jahren im Alltag weicheren, flotteren Stilen wie Fedora und Trilby gewichen sind. Eine typische Aktion der Schüler ist entsprechend nach Abschluss der Schulausbildung das Verbrennen ihrer Boater.



**Links:** Schauspieler Geoffrey Rush in der Titelrolle des Films *Der Schneider von Panama* (2001).

**Gegenüber:** Ein angemessen behüteter Mann wartet auf den Beginn von Feierlichkeiten am Panamakanal im März 1954.



# TRILBY & FEDORA

Hat irgendein Element der männlichen Garderobe einen solch tiefen Fall erlebt wie die formelle Kopfbedeckung? Seit dem 13. Jahrhundert, als das Tragen von Hüten aufkam, bis zum 2. Weltkrieg galt es nicht nur als Verletzung der Etikette, wenn ein Mann in der Öffentlichkeit ohne Hut auftauchte, sondern bedeutete sogar, dass er sich außerhalb der Gesellschaft sah. Selbst als die modischen Perücken solche Ausmaße annahmen, dass es schier unmöglich war, einen Hut aufzusetzen, verzichteten Männer nicht darauf. So merkte z. B. Pip in Charles Dickens' Roman *Große Erwartungen* (1861) an, dass der Sträfling Magwitch ein »Mann ohne Hut« sei.

Neue Arten von Hüten erregten schon immer großes Interesse. 1797 musste ein John Hetherington eine Strafe bezahlen, weil er den Frieden am Londoner Strand gestört hatte. Seine neue Kopfbedeckung, der unerhörte »Zylinder«, hatte eine Menschenmenge angelockt und einen kleinen Aufruhr verursacht. Auch für Biber hatten Hüte Bedeutung – die Verwendung von Biberpelz, einst das bevorzugte Material von Hutmachern, führte beinahe zur Ausrottung der Tiere. 1929 erklärte die US National Association of Merchant Tailors, dass der gutgekleidete Mann ein Dutzend verschiedener Hüte bräuchte.

Warum das traditionelle Tragen von Hüten während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts so völlig aus der Mode kam, darüber kann nur spekuliert werden. Manche vermuten, dass Soldaten, die während des 2. Weltkriegs gezwungen waren, Hüte zu tragen, bei ihrer Rückkehr ins zivile Leben Unwillen davor verspürten, weil sie diese in einer neuen Gesellschaft mit mehr Gleichberechtigung und Individualität als Zeichen altmodischer Klassenstrukturen ansahen. Auch der Vormarsch des Autos – mit Heizung und niedrigem Dach – könnte den Nutzen des Hutes gemindert haben.

Andere beschuldigten sogar John F. Kennedy: Der amerikanische Präsident, der sich der Macht seines jugendlichen Images bewusst war, hasste Hüte und weigerte sich, sie aufzusetzen. Ihm war außerdem klar, dass sein sorgfältig zerzaustes Haar eine Wählerschaft ansprach, in der es zwei Millionen mehr Frauen als Männer gab. Sein Einfluss war so groß, dass ein Vertreter der amerikanischen Hutbranche an Kennedy schrieb und ihn anflehte, doch einen Hut zu tragen. »Sie haben ein neues Beispiel für die Jugend gesetzt. Was für Sie eine persönliche Vorliebe ist, wird für diese jungen, hutlosen Menschen ein Muss.« Die Bitte stieß auf taube Ohren. Und das, obwohl nur zehn Jahre zuvor der Hut das Symbol des modischen Individuums gewesen war: 1948 gehörte ein formeller Hut zur offiziellen Kleidung der britischen Olympiamannschaft.

Zu den beliebtesten Formen gehört der Homburg, der auf die 1880er Jahre zurückgeht, aus Kaninchenfilz, mit einer gebogenen Krempe, einem breiten Band und einer steilen, versteiften Krone, die oben von vorn bis hinten eingekerbt ist. Angeblich ist er eine Weiterentwicklung des traditionellen deutschen Jägerhutes, den der Kaiser gern getragen hat. Der Homburg

Unten links: Harrison Ford als Indiana Jones in *Indiana Jones und der Tempel des Todes* (1984).  
Unten rechts: Robert de Niro in *Der Pate, Teil II* (1974).





Oben: Humphrey Bogart in seiner typischen Privatdetektivkluft (1940).

Unten rechts: Robert Redford und Paul Newman in *Zwei Banditen* (1969).

selbst wurde durch einen Verwandten des Kaisers bekanntgemacht: Edward VII. von Großbritannien, der ihn auf einer Reise ins deutsche Bad Homburg kennenlernte. Hergestellt wurde er in der Fabrik von Johann Möckel, der später königlicher Hoflieferant wurde. Andere vergleichbare Stile sind der Fedora und sein etwas kleinerer Bruder mit kürzerer Krempe, der Trilby – Markenzeichen einiger der größten Filmstars Hollywoods. Humphrey Bogart, Cary Grant, James Cagney, Frank Sinatra und andere trugen entweder den einen oder den anderen. So ist etwa Frank Sinatra nur auf wenigen seiner klassischen Alben ohne Fedora zu sehen.

Beide Hüte waren Produkte der 1890er Jahre. Der Fedora war etwa 1882 erfunden und nach einer Frau benannt worden, der Heldin aus Victorien Sardous Stück *Fédora*. Der Trilby entstand etwa 1895 und bekam seinen Namen ebenfalls nach einer Frau: der Heldin aus George du Mauriers Roman *Trilby*. Beide Formen waren ursprünglich für Frauen gedacht, die bereit waren, Geschlechterstereotypen in der Mode in Frage zu stellen. Der Fedora wurde sogar zum Symbol für die Frauenrechtsbewegung. Erst in den 1920ern entwickelten sich die Hüte zu einer fast ausschließlich männlichen Wahl (und dem seltenen Fall, dass ein Stück aus der Damenmode den Übergang zu den Männern schaffte). Ihre relativ niedrigen Profile, ihre Weichheit und ihre kompakten Proportionen sorgten für die Popularität beider Stile.

Fedora und Trilby verdrängten nach und nach den beliebten Homburg. Der Homburg mag der Lieblingshut von Agatha Christies fikktivem belgischem Detektiv Hercule Poirot und im richtigen Leben die bevorzugte Kopfbedeckung von Winston Churchill und dem britischen Staatsmann Anthony Eden gewesen sein (Britten bezeichnen diesen Hut oft auch als »Anthony Eden«). Doch genau wie der Bowler wurde er nun mit der älteren Generation in Verbindung gebracht. Dies hielt jedoch vor allem Politiker nicht davon ab, diesen Hut zu tragen: Der deutsche Kanzler Konrad Adenauer wurde oft mit einem Homburg gesehen, Dwight D. Eisenhower trug 1953 bei seiner Amtseinführung als amerikanischer Präsident einen schwarzen Homburg.

Dennoch kam der Homburg nicht gegen das gewisse »Etwas« von Fedora und Trilby an, speziell, wenn man diese in den richtigen Winkel rückte. »Leg deinen Kopf zu Seite – Winkel sind Haltungen«, soll Sinatra gesagt haben. Die Coolness dieser Hüte wurde zweifellos durch die Tatsache unterstrichen, dass sie von Gangstern der Prohibitionszeit bevorzugt waren – bequemerweise konnten sie ihre Gesichter im Schatten der Hutkrempe verstecken. Dank des Film Noir der 1940er Jahre mit seinen abgebrühten Privatdetektiven, hartnäckigen Zeitungsleuten und Bogarts zynischem Barbesitzer aus *Casablanca* (1942) sah man sie als dunkel und maskulin an. Später stattete Steven Spielberg seinen Helden Indiana Jones mit einem Fedora aus – ungewöhnlicherweise kombiniert mit lässigen Khakis und einer Lederjacke.

